

Unter der Asche.

Roman von F. Faldheim.

Zu ihrem Erstaunen erfuhr Aliz, daß Gerner, gegebenen Falles, sich bereit erklärt hatte, alle von dem Baron be-
gnommenen Guts-Meliorationen zu übernehmen, daß er ferner
Tauras Selbangelegenheiten zu ordnen bereit war. Die Vor-
schläge, welche er nach dieser Richtung hin dem geschäfts-
unkundigen Taura gemacht hatte, waren klar und zweckmäßig;
in erster Linie galt es, Adrianas Vermögen, so weit es zu
Tauras Gunsten verwendet und in das Gut gesteckt war,
wieder herauszuziehen. Dann ging Adrianas Vermögen, genau
in dem Betrage, wie sie es dem Baron zugebracht hatte, an
diese zurück; sie führte seinen Namen und „wir müssen
wieder lernen zu leben wie früher, mein Kamerad. Du wirst
bei mir bleiben, nicht wahr? Es wird kein helles, freund-
liches Leben sein, mein armes Kind, bei mir altem Manne,
aber ich kann dich nicht entbehren,“ setzte Taura trübe hinzu.

So sehr Aliz auch forschte und fragte, sie konnte von
Adriana nichts erfahren, oder so gut wie nichts, denn der
Baron wußte selbst nur das Eine: daß sie am Morgen nach
dem Tage, wo sie seinen Brief erhalten hatte, an ihren
Sachverwalter Herrn Wohlfahrt telegraphirte, er möge ihr
eine größere Summe nach Basel schicken und Winsteins Wechsel
einlösen.

Von jener Stunde an erhielt niemand ein Lebenszeichen von
ihr. Man hatte sogar einen Privat-Agenten mit ihrer Auf-
findung betraut, aber nicht eine Spur von ihr gefunden, und
so blieb mir übrig, abzuwarten, bis sie wieder Geld brauchte.
Sonderbarerweise hoffte man darauf aber nun schon länger
vergeblich; was sie damals gefordert, langte für die großen
Städte des Auslands nicht gar weit, und sie war gewohnt, auf
luxuriöse Weise zu leben. Wo aber sollte sie sonst sein?

Es war eine schreckliche Nacht, welche diesem Abend folgte.
Der Sturm wuchs von Stunde zu Stunde, er bog die heilen
der jetzt kahlen uralten Linden wie Verten, er heulte und
tosete mit einer Wuth um das Schloß, die den Schlaf un-
möglich machte und, während Aliz in ihrem Bette wachend
sich immer von neuem sagte: „Wo mag sie sein? Wo bist du,
Adriana?“ schritt der Baron bis zum Morgenrauen in seiner
Stube auf und ab in furchtbaren Zweifeln: „Wenn Aliz recht
hätte? Wenn sie sich hätte rechtfertigen können?“

Am nächsten Morgen war der Himmel hell und klar, und
die Luft so kalt, daß jeder Frost prophezeihen konnte, ohne
irgend welchem Unglauben zu begegnen.

Jetzt galt es höchste Eile bei dem Bau. Gerner selbst stand
den ganzen Tag bei den Leuten und die Arbeit slog ihnen von
der Hand. Aber das Wetter zeigte sich wenig geneigt, Nück-
sichten zu nehmen; der Wind setzte nach Nordost um und kam
so scharf und schneidend aus Rußlands Schneefeldern, von wo
die Zeitungen strenge Kälte meldeten, daß die Maurer erklärten,
wenn das so bleibe, müßten sie aufhören.

Dagegen ließ sich freilich nichts sagen. Aber der Wind
konnte umlegen, es konnte noch lange wieder gelinderes Wetter
werden; Gerner wollte die Arbeiter nicht entlassen. Um wenn
möglich doch noch sein Ziel zu erreichen, so kündigte er ihnen
doch an, daß er sie zu denselben Lohnsätzen einstweilen zum
Begräumen des Bauschuttes von der noch immer wüth da-
liegenden Brandstätte behalten wolle, eine Nachricht, welche
mit Freuden begrüßt wurde von diesen Männern, denen
der Frost des Winters Arbeitslosigkeit und oft harte Ent-
behrung bringt.

Am nächsten Tage schon, es hatte in der Nacht hart ge-
froren, ging der ganze Trupp mit Hacken und Spaten daran,
das verbrannte Gebälk, die herabgesürzten Steine und das
ganze Trümmerwerk ordnungsmäßig beiseite zu schaffen. Es
gab das keine leichte Arbeit, denn das Kloster war aus un-
erbauenen schweren Quadern vor Jahrhunderten erbaut, und
die Wegschaffung jedes einzelnen dieser Steine kostete Mühe
und Anstrengung.

Gerner stand auch jetzt wieder zwischen den Leuten. Der
Bauunternehmer war gekommen; ihm machte er klar, wie er
den nun sich ergebenden Platz zu einem schönen weiten Hofe
umzugestalten denke.

Bei dieser Beschäftigung störte ihn der sporenkirrende
Schritt eines Herankommenden, und als er sich umschau-
erte, erkannte er zu seiner Ueberraschung Gemming.

„Herr Rittmeister! Sie? Seit wann zurück? Seien Sie
willkommen!“ rief er erfreut und setzte dann hinzu: „Wir
hörten mit Bedauern von Ihrer Krankheit, aber in der That,
man sieht nicht eine Spur mehr davon. Doch —“ Er
wollte sagen: „Was macht Sie so ernst? Was ist vorgefallen?“
Aber er las schon die Antwort in Gemmings Mienen und,
raich dem Bauunternehmer eine spätere Stunde zu weiterer
Besprechung nennend, ersuchte er den Rittmeister, ihn nach seiner
Wohnung zu begleiten.

„Ich danke bestens, Herr Doktor. Gestatten Sie meinen
Besuch für einen anderen Tag, heute bin ich froh, Sie allein
zu treffen, und wenn Sie mir eine halbe Stunde schenken
wollen und es Ihnen recht ist, so gehen wir dort im Schutze
der Mauern auf und ab.“

„Sie sind gekommen wegen der Ereignisse drüben, nicht
wahr?“ fragte Doktor Gerner.

„In der That! Gestern abend direkt aus Spaa hier
angelangt, erfahre ich von meiner Haushälterin das erste
Wort von einem so unglaublich unsinnigen Gerücht. Ich bitte
Sie um Gotteswillen, Herr Doktor, wie kommen die Menschen
auf solchen Wahnwitz? Entführt? Von wem? Man schrieb
mir, sie sei erkrankt und in einer Anstalt.“

„Entführt? Sagt man das? Nein, nein — aber —“
Gerner zögerte, indem er jedes Wort zu wägen schien. Dann
fuhr er sehr ernst fort: „Es bleibt manches Dunkle dabei un-
aufgeklärt, viel besser scheint die räthselhafte Geschichte indes
nicht, mein verehrter Herr Rittmeister, und ich fürchte, Sie
werden den Baron sehr verändert finden. Er trägt das Un-
glück kaum.“

„Mein Gott! Mein Gott! Diese schöne, reizende Frau!
Es kommt mir so ganz undenkbar vor!“ murmelte Gemming.

„Fragen Sie den alten Huser, der behauptet: bei Gott und
den Weibern sei nichts unmöglich!“ suchte Gerner zu lächeln;
aber es war eine trübe, gezwungene Heiterkeit, und er selbst
schüttelte auch den grauen Kopf dabei.

„Was ist es denn aber? Was liegt vor? Wie ist diese
schreckliche, unbegreifliche Verirrung möglich geworden?
Wann —“

„Verzeihung, Herr Rittmeister, der Baron hat mich mit
seinem vollen Vertrauen beehrt —“

„Ah, so! — pardon!“ fuhr Gemming zurück wie vor einer
schon begangenen Indiskretion. Nach einem peinlichen Schweigen
fuhr er fort:

„Aber vielleicht dürfen Sie mir sagen, wie die Baroness
lebt? Wie sie die trostlose Geschichte aufnimmt?“

„Das kann ich, und leider ist nicht viel Gutes zu berichten,
wie Sie sich denken können.“ Und Gerner erzählte, was er
in dieser Zeit zu beobachten genugsam Gelegenheit gefunden
hatte.

„Wird man drüben wohl einen Besuch wagen dürfen? Ich
bin doch ein alter Freund. Und beim Himmel, verstehe wer
es kann, diese Frau für eine Schuldige zu halten, es geht
wider die Vernunft.“

„Sie sind ebenso außer sich, wie wir alle es waren, Herr
Rittmeister,“ sagte Gerner. „Ich bin leider dahin gelangt,
mich mit dem Unerwartetsten abzufinden, auch ist Graf Entfell
des Barons Beistand gleich von Anfang an gewesen, und ich
solte denken —“

Ein gellender Schrei unterbrach die Männer; noch einer.
Er kam vom Kloster her, von den arbeitenden Leuten. Sie

eilten dahin. Es waren kaum dreißig Schritte. Im Laufen halt Gerner: „Diese unvorsichtigen Kerls! Was mögen sie wieder angegehnen haben?“ Und indem sie den Platz betrachten, wo die Arbeiter eben einen Haufen Asche, verfohlter Bretter und Balken wegräumten, scholl von dort zusammengelaufenen Arbeitern ihnen schon ein lustiges, schadenfrohes Lachen entgegen.

Sie athmeten beide auf. Dann sahen sie den Grund des Schreiens und des Lachens. Ein junger Bursche war bis unter die Arme in den Boden versunken und klammerte sich nun angstvoll und mit von Schrecken verzerrtem Gesicht an dem Stück Holz fest, das seine Hände zunächst ergriffen hatten. Dabei schrie er überlaut um Hilfe, und seine Gefährten, ohne an eine ernste Gefahr zu denken, lachten seiner sichtlich Noth.

„Ach, Herr, Herr, helfen Sie! Ich habe keinen Grund unter den Füßen,“ schrie der junge Bursche, sobald er Gerner sah.

„Zum Teufel, so greif doch an, statt zu lachen!“ rief dieser und sprang hinzu, um selbst zu thun, was er gebot. Aber um ein Haar wäre auch er von demselben Schicksal ereilt worden; er hörte und fühlte zugleich ein Krachen unter den Füßen. Gemming riß ihn zurück, der junge Mensch freischte in Todesangst, weil er merkte, wie das, woran er sich noch festhielt, zusammenzubrechen begann; man riß auch ihn zurück, in die Höhe, und dann polterten zerbrochene morschen Holzstücke in die Kluft, die sein Sturz gerissen hatte.

„Horcht, das fällt tief, da ist ein Keller,“ rief einer der Arbeiter, und seine Gefährten sahen sich jetzt riesig und erschrocken an. Gerner stand schon wieder auf den Füßen. Er sah sich um, wie um sich zu orientiren.

„Ein Keller ist nicht da!“ sagte er, und ein paar Arbeiter aus dem Dorfe bestätigten: „Nein, auf dieser Seite waren gar keine Keller.“

„Wohl ein Kanal oder so was,“ entschied ein anderer. „Räumt weg, daß wir's sehen, und seid vorsichtig!“ befahl Gerner und gab dem noch ganz blassen Burschen ein Geldstück.

Die Leute räumten das Holz weg. Es waren, wie die Arbeiter aus dem Dorfe sich erinnerten, dort in einem der leeren, gewölbten Räume Haufen alten Holzes beiseite gelegt. Dieses erwies sich, sobald man die obere Schicht wegnahm, nicht mehr als verfohl, sondern nur als sehr alt und völlig morsch, und während der Arbeit stellten die Heimischen fest, daß an dieser Stelle in alten Zeiten, wie man sich erzählt hatte, das Refektorium gewesen sein sollte und daneben eine fensterlose gewölbte Kammer, wo die Nonnen ihren großen Reichthum an silbernen Schüsseln und Bechern aufbewahrten. Sie begannen, das Auffinden eines Schatzes erst lachend zu hoffen, dann nahmen alle die Sache plötzlich ernster, und gespannt Miene, eifrige Hände bewiesen das Interesse. Dabei stritt man hin und her. Die Vernünftigeren vermutheten zuletzt einen alten Abzugskanal.

„Und ich weiß noch,“ sagte der alte Huser, der mit seiner Peise zu der Gruppe getreten war, „wie Achtundvierzig in der Revolution, die wir hier hatten —“

Doch da fiel sein erschrockener Blick auf Gerner, der ihm noch eben, als er kam, zugerufen hatte: „Na, Alter, wissen Sie nicht, was für ein Raum hier früher gewesen war?“

Er hätte sich die Haare ausraufen mögen! Was brauchte er an jenen Unglückstag laut erinnern!

Doch wie erstaunte er, als Gerner plötzlich mit hocherröthetem Gesicht, den gespanntesten Ausdruck in den Zügen, hastig auf ihn zutrat:

„Was meinen Sie? Was wollen Sie sagen? War hier ein Gefäß, ein Keller, an den niemand gedacht hat? So sprechen Sie doch, Mensch, sagen Sie, was Sie eben erzählen wollten!“

Und dabei leuchteten die Augen des Doktors ihn an wie Blitze, eine Hast und Aufregung und Ungebuld sondergleichen sprach aus jedem Zuge seines Gesichts, aus jedem Ton seiner Stimme.

„Ach du liebe Güte, Herr Doktor, ich wollte ja nur sagen, ich meinte ja nur, daß ich und der junge Kellweg, der jetzt in der Stadt Bäcker ist, in der Nacht hier die Balken wieder hinschleppen, die Stephani und seine Wanbe in den Hof getragen hatten, um damit die Thüren einzustößen und darauf empor in die Fenster zu klettern. Die Frau Amtmännin hatte befohlen, wir sollten sofort wieder Ordnung machen, damit alle

Spur von der Revolution weg wäre, wenn — wenn es wieder Tag würde. Es sah ja ganz gräulich aus, wo die Kerls gewüthet hatten. Und hier war die Silberkammer auch nicht, hier war die alte Waschküche gewesen, das konnte man noch sehen an dem steinernen Wasserabzug. Von einem Keller weiß ich nichts!“

Gerner hörte kaum noch auf ihn.

Mit einem Ton, wie ihn noch niemals ein Mensch von ihm vernommen hatte, rief er den Leuten befehlend zu:

„Tretet alle zurück! So! Noch mehr zurück, Ihr da! Setzt zwei Mann zu mir! Recht so. Nun nehmt vorsichtig, ganz vorsichtig hinweg, was hier liegt! Herr Rittmeister, ich bitte dringend, bleiben Sie!“

„Aber was ist denn, was haben Sie?“ fragte dieser mehr mit Blicken als Worten.

Gerner antwortete nicht. Es mußte jedem ersichtlich sein, er war in einer Aufregung der sonderbarsten Art.

Geisterbleich, hastig athmend, jede Handbewegung der Leute verfolgend, zusammensinkend, wenn ein Stückchen des morschen Holzes in jene Tiefe fiel, in welche er sich bemühte hinabzusehen, so stand er da, so legte er selbst Hand mit an.

„Herr Rittmeister Gemming, ich bitte Sie dringend, bleiben Sie neben mir,“ bat er fast heiser noch einmal. Dann rief er den Bauunternehmer und den alten Huser.

„Stellen Sie sich dorthin!“

Inzwischen räumten die zwei von Gerner befehligten Arbeiter die alten Balken und Bretter beiseite, welche man an dieser Stelle im Laufe vieler Jahrzehnte als altes Holz aufgestapelt hatte in der selten ausgeführten Absicht, es anderweit zu benützen. Man ging vorsichtig zu Werke; ab und zu hörte man, wie ein Holzstückchen oder etwas Aesche in die Tiefe fiel. — Ein rundes flaches Bohlenstück wurde sichtbar, wurde wie Zunder; es war auch nicht mehr vollständig, sondern zertrümmert und deckte die Oeffnung eines Brunnenschachtes. Alles drängte sich heran. (Fortf. folgt.)

Wie ich ein Detektiv wurde.

Von Philipp Berges.

(Schluß.)

Wir standen im Bureau des 12. Polizei Quartiers. Der wachhabende Beamte, ein bätiger Sergeant, sah verächtlich auf meinen eingedrücktten Hut, meinen zerrissenen Kragen und verprügelten Anzug nieder und schüttelte den Kopf.

„Ihr wäret ein Detektiv?! Hm, zeigt mir Euer Schild!“

„Ich habe keins!“

„Nun, dann legitimirt Euch auf irgend eine andere Weise!“

„Ich besitze keine Legitimation!“

„Dann seid Ihr wahrscheinlich ein Schwindler. — General, Ihr seid im Recht. Was sollen wir mit dem feinen Vogel machen?“

Diese letzten Worte waren an den Mörder gerichtet.

„Sperret ihn ein,“ sagte der letztere, „damit ich vorläufig Ruhe vor ihm habe. Wenn er kein Gauner ist, so ist er doch jedenfalls ein Narr!“

„Wohnt Ihr in dieser Stadt?“ wandte der Beamte sich wieder an mich.

Ich bejahte.

„Nun, dann zahlt Ihr entweder 25 Doll. als Bürgschaft, daß Ihr Euch morgen dem Polizeirichter stellen werdet, oder, falls Ihr nicht zahlen könnt, wie ich vermute, bleibt Ihr gleich hier!“

Zur Ueberraschung der Anwesenden zog ich meine Brieftasche, entnahm derselben 25 Doll., legte sie auf das Bult des Sergeanten und schritt stolz zur Thür hinaus.

Auf dem Fuße folgte mir der Mörder. „Guter Freund,“ sagte er, „habt Ihr Euch denn noch nicht überzeugt, daß Ihr Euch täuscht?! Ihr seht es ja, alle diese Leute, selbst die Polizisten kennen mich. Ich bin, wie ich Euch sagte, wirklich ein General. Seht Ihr nicht, wie die Beamten aufbraunen und salutariren, als ich hereintrat? — Nun denn, so geht jetzt Eurer Wege und laßt auch mich meiner Wege gehen. Wollt Ihr?“

„Ja, mein General,“ antwortete ich, und der Humor meiner Situation gewann zum erstenmal die Oberhand, „ich will es thun. Denn Ihr mögt nun wissen, daß alles ein Scherz war. Ich bin weder ein Detektiv, noch ein Narr, sondern ein — Zeitungsreporter, welcher einige Artikel über den Tagesdienst eines Detektivs zu schreiben beabsichtigt und die Arbeit desselben aus diesem Grunde selbst durchprobt. Leider mußte ich — Eures ideinenden, weißen Cylinders wegen — gerade Euch für meine Experimente auswählen! Hätte ich geahnt, daß Ihr ein General seid —“

„Ah, also ein Reporter!“ lachte der Mörder, anscheinend sehr

er „nehm überbracht. Nun wird mir alles klar. Gern will ich Euch versichern, bin aber doch, nehmt mir's nicht übel, herzlich froh, Euch nummehr los zu werden. Leb' wohl!“

„Leb' wohl!“ antwortete ich und wandte mich der entgegen-
gekehrten Seite zu, um nach kurzer Zeit umzukehren und meinem Mann aufs neue durch Dich und Dünn zu folgen, bis er — etwa um 11 Uhr abends — sich ins „Fifth Avenue Hotel“ begab, wo er übernachtete.

Dem Hotel gegenüber, in einem dunklen Thorweg hatte ich Aufstellung genommen und harrete der heiligen Trübe.

Die Nielsenstadt war längst entchlummert. Still und einsam war's in den langen Avenues geworden, in welchen der kühle Nachtwind mit den flackernden Lichtern der Gasfuppeln sein Weien trieb. Ab und zu kam der schwere Schritt eines Konstablers näher, halte — von den hohen Wänden zurückbommend — vorüber und verlor sich in den fernem Tiefen der Straße.

Und unter dem düstern Thorweg stand ich einiam und allein, hungernd, durstend, frierend, zähneklappernd und dachte traurig an Weib und Kind, die ich zwar noch gar nicht verließ, aber doch wohl einst mein eigen nennen würde, und an emen ungeheuren, großmächtigen Schwuppen, der mir eben so sicher war.

Als es endlich Tag wurde und die langen Fensterreihen des Hotels im rötlichen Scheine des Morgenhimmels zu erglänzen begannen, zog ich mein Notizbuch, um das Erlebte niederzuschreiben, allein ich gelangte nicht weit mit dieser Arbeit, denn der Erste, welcher das Hotel um fünf Uhr früh verließ, war mein Mann, der Mörder.

Eine kleine Heisterische in der Hand, trat er eilig aus der Pforte und schritt die Straße hinab.

Ohne ein Auge von seiner Gestalt abzuwenden, trat ich aus meinem Thorweg, um ihm zu folgen — prallte aber im nächsten Moment entsetzt zurück; die Straße war leer, der Fremde verschwunden! Um Gottes Willen, hatte ich geträumt? Die Erde konnte ihn doch nicht verschlingen haben?! Gleich einem Iren stürzte ich strakam, strakab, ich bildete in jedes Haus, hinter jeden Pfeiler — umsonst, er blieb verschwinden.

Und nun war alles verloren. Ich hatte im Angesichte der heimathlichen Küste Schiffbruch gelitten. Bernnircht betrat ich den Thorweg, meinen Standort während der Nacht, und betrachtete wie im Traume die glänzenden Fenster des Hotels. Stunde um Stunde verrann, die Avenne ward lebhafter, geräuschvoller, bis sie endlich vom anbrechenden Tagesverkehr widermerkte. Ich hörte nichts, sah nichts. Eine große Traurigkeit hatte Besitz von meiner Seele genommen, der letzte Hoffnungsstrahl war erloschen. Zurück ins Elend, hieß es, zurück ins finstere Elend.

Und dann war es Zeit, ins Bureau zu gehen. Ins Bureau — haha! um Rapport zu erstatten.

Ich ging. — Nun hatte ich nichts mehr zu verlieren.“

Ohne Notiz von den triumphirenden Blicken der fünfzig Finkertonianer im Vorlaale zu nehmen, trat ich in die Office des Inspektors und stellte mich vor ihn hin.

„Nun, wie ist's Euch ergangen, guter Freund, habt Ihr Erfolg gehabt?“ redete er mich an.

Schweigend suchte ich die Achseln, zog meine Brieftasche und entnahm derselben den Rest des Geldes.

„Nun — stattet Euren Bericht ab!“

„Herr Inspektor,“ sagte ich tonlos, indem ich die Banknoten auf den Tisch legte, „ich habe mich eines großen Betruges schuldig gemacht und will bekennen. Es ist doch Alles verloren.“

„Ich verstehe Euch nicht. Habt Ihr Euren Mann denn nicht entdeckt?“

„Ja, daran sag's nicht — ich entdeckte ihn und habe ihn bis heute früh 5 Uhr nicht aus den Augen verloren — allein beschatten — thun — machen — nennen — blickbinden usw. konnte ich ihn nicht, denn diese und alle die anderen Worte Eurer Geheimsprache verstehe ich gar nicht. — Werdet mir nicht ärgerlich — ich sehe es ja ein — daß ich zum Detektiv doch wohl nicht.“

Hier, an dieser Stelle, Gentlemen, erstarb mir das Wort im Munde; erschrocken trat ich einen Schritt zurück und ergreiff die Lehne eines Stuhles, denn ich fürchtete, umzufallen.

Aus einer Seitenthür, die sich geräuschlos geöffnet hatte, trat — der Mörder! Kaltig sprang der Inspektor von seinem Sitz empor, stellte sich fergengerade auf und blickte dem Kommenden fest in die Augen.

„Guten Morgen, mein lieber Inspektor!“ sagte der letztere und „Guten Morgen, General!“ antwortete der andere, ohne mit den Wimpern zu zuden.

Dann trat der „General“ langsam auf mich zu, heftete eine blanke Medaille an meine Brust und sprach, indem er seine Hand auf meine Schultern legte, mit freundlicher Stimme:

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht, mein Freund, und verprecht, ein tüchtiger Mann zu werden. Ihr habt mich ja beschattet, gethan, gemacht, genannt, gelöst und gestadit wie ein

alter, gedienter Geheimpolizist. Als Ihr während meines Eintrags tharet, als ob Ihr thätet, betrugt Ihr Euch zu Euren eigenen Schaden allerdings ein wenig unbedacht, dagegen war die fliegende Nachtwache, welche Ihr etablirtet, wiederum das Vorzüglichste, was ich in diesem Genre je gesehen habe. Von diesem Augenblicke an seid Ihr also in Dienste uneres Hauses. Es gereut mich nicht, daß ich selbst Eure Prüfung übernahm; ich habe Gefallen an Euch gefunden und werde Euch auch fernerhin im Auge behalten. Ich bin nämlich der General Tecumseh Bell und, wie Ihr nun wissen mögt, der Chef dieses weltberühmten Detektiv-Instituts selbst, bin der Oberherr aller Finkertonianer!“

So ward ich ein Detektiv, Gentlemen!

Bunte Zeitung.

* **General Sumpt**, der vor einigen Tagen in Paris mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragene Kommandant des „Invalidenhotels“, hatte, wie schon erwähnt, bei Sedan seine beiden Vorderarme verloren und bediente sich seitdem künstlicher Hände. Wie der „Gaulois“ mittheilt, hatte eine Bombe ihm beide Hände abgetrennt; die eine hing noch an einem Hautstücken. Er lag auf dem Schlachtfelde und wurde von zwei Soldaten, die eben den Rückzug angetreten hatten, gesehen. Diese traten näher an ihn heran, und da der junge Oberst bei vollem Bewußtsein war, sagte er zu ihnen: „Kinder! Nehmet meine Uhr und mein Geld. Es ist mir lieber, wenn Franzosen und nicht Preußen mich beerben.“ Sie gehorchten und fragten, ob sie etwas für ihn thun könnten. „Setzt mich an die Hecke, mit dem Gesicht gegen den Feind und überlaßt mich meinem Schicksale.“ — „Die preussische Keiterei stürmt heran und wird Sie zermalmen, Herr Oberst.“ — „Ach was, zehn Minuten früher oder später. Macht euch davon, und habet Dank.“ Die Soldaten legten ihn in die Hecke und gingen davon. Sumpt fühlte, wie der Blutverlust ihn schwächte, aber ohnmächtig wurde er nicht. Er hörte Schritte hinter sich, es waren die zwei Soldaten, die ihm erklärten, sie wollten ihn nicht sterben lassen und in eine nahe Ambulanzhütte tragen, wo sonst niemand war. Sie schickten ihm noch den Regimentsarzt, der ihm einen Verband anlegte und dann davon galoppierte. 36 Stunden lag er da, von aller Welt verlassen, von verzehrendem Durste gequält, von Tausenden von Fliegen belästigt, die er nicht wegiagen konnte. Endlich fand man ihn und schaffte ihn mit sechs anderen Offizieren in eine Ambulanz, wo die Spitalsäle über sie kam. Diese sechs anderen starben, Sumpt wurde nach Belgien gebracht, schwankte vier Monate zwischen Leben und Tod und konnte schließlich geheilt nach Frankreich zurückkehren. Er hatte sich vor dem Kriege mit der Schwester von Eugène Beldetan verlobt. Der Invalide wollte ihr nun ihr Wort zurückgeben, allein sie nahm das Opfer nicht an und die Ehe wurde geschlossen — eine Ehe, von deren Glück man sich nicht genug zu erzählen mag.

* **Die Schule der Rinaldo Rinaldini und Genossen** ist, wie einige erbauliche Historien unlängst gezeigt haben, noch nicht ganz ausgestorben. Immerhin wird — so schreibt man dem V. Tabl. aus Rom — die italienische Räuberromantik täglich feltener, und man wird gut daran thun, die letzten „berühmten Exemplare“ dieser Gattung, sei es unter Spiritus, sei es in irgend welcher anderen chemischen Weise, für die Nachwelt zu konserviren. Hat da soeben, vom König begnadigt, nach 60jähriger Galeerenfahrt der letzte große Brigant Mittel-Italiens, Domenico Nochia, den Kerker verlassen, und zwar in dem hohen Alter von 83 Jahren! Genau seit 1831, wo die päpstliche Gendarmerie den gerücherten Briganten, auf dessen Kopf ein Preis von 7000 Thalern stand, durch Vst gefangen nahm, hat Nochia, dessen Lebensgeschichte ein wahrer Roman ist, den Bagno nicht verlassen. Mit 14 Jahren schon begann der spätere große Räuberhauptmann seine vielversprechende Carrière, indem er eines schönen Tages den Bürgermeister seines Heimathortes Gradoli und dessen Bruder aus Vendetta in ihren Häusern erschlocht! Darauf floh der hoffnungsvolle Jüngling, dem sich Energie sicher nicht absprechen ließ, in die Campagna und trat einer Räuberbande bei, die ihn nach neun Jahren und sieben Monaten einstimmig zu ihrem Anführer erwählte. In dieser Eigenschaft war Nochia Jahre hindurch mit dem „schönsten Ergebnisse thätig“, d. h. er überfiel Postkutschen, reisende Lords und reiche Gutsbesitzer und soll nicht weniger als eine Million Scudi (5 Millionen Francs) auf diese Weise erbeutet haben. Zahllos sind die Streiche und Abenteuer dieses Briganten, der, nebenbei bemerkt, mit Papst Leo XIII. zusammen das Seminar von Montefiascone besucht haben soll. Zudem hatte er zarte Beziehungen, und sogar Damen der Aristokratie sollen die Umarmung des festen Strauchritters nicht verächtlich haben, der einmal z. B. als hoher Offizier verkleidet eine seiner Geliebten in Florenz besuchte! Seine Vorliebe für das schöne Geschlecht brachte aber Nochia endlich Verderben; von einer schönen Bäuerin Filomena zu Grotte Santo Stefano in ihr Haus gelockt, erlitt der trotzig Gohn der Campagna das Noos

Ulmons. Während er in den Armen der treulosen Deska lag, überfielen ihn die im Hause versteckten päpstlichen Genarmen, und mit ihm wurden noch sechs seiner bewährtesten Genossen nach harter Gegenwehr gefangen genommen. Die letzteren wurden entbauptet, Nochia selbst aber auf Fürsprache des Fürsten Orsini, dem der Räuberhauptmann einmal das Leben gerettet hatte, zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Mit dem Beginn der Vagno-Gait war aber die mit Blut geschriebene Geschichte Nochias keineswegs zu Ende. Am Charfreitag des Jahres 1841 erwürgte der Gefangene den Gefängnis Kaplan, der ihn zum Niederknien zwingen wollte, mit eigenen Händen, und später erdolchte er den Gefängnis-Chirurgen, der ihm keinen Zahn ausziehen wollte, mit einem eigens scharf zugespitzten langen eisernen Nagel! Weshalb Nochia infolge dieser neuen Mordthaten nicht nachträglich noch zum Tode verurtheilt wurde, ist nicht ersichtlich. Es müssen sich sehr hohe einflussreiche Personen — vielleicht weiblichen Geschlechts! — für ihn verwendet haben. So büßte der inzwischen zum kranken Greise gewordene Räuberhauptmann, der mehrmals vergebliche Selbstmordversuche unternahm, seine Haft bis zum Tode ab, da des Königs Gnade ihm die Thore des Gefängnisses erschloß und ihm, dem 83-jährigen, die Freiheit zurückgab. Nochia, der völlig mittellos ist und keine Verwandten mehr hat, wird auf Staatskosten in einem Armenhause untergebracht werden und ist zu diesem Zweck in Rom erschienen. Sic transit gloria mundi!

* Die erste Speisekarte? Wir lesen in dem Sachblatt „Die Küche“: Auf einem Anno 1489 zu Regensburg abgehaltenen Reichstage erregte Herzog Heinrich von Braunschweig Aufsehen dadurch, daß bei dem Schmaus „ein langer zebel bei ihm uf der tafel liegen that, den er oftmal besahe“. Graf Haug von Montfort fragte den Herzog schließlich, was er so eifrig lese. „Also ließ ihn der Herzog den zebel sehen. Darin hat ihm der Küchenmeister alle eien und trachten in der ordnung ugezeichnet und kumt sich demnach der Herr Herzog mit seinem eien darnach richten und seinen appetitum uf die besten trachten sparen.“ Es wird nicht bestritten, daß Herzog Heinrich die erste Speisekarte hat anfertigen lassen, allerdings bestand diese nur in einem schlichten Zettel ohne Wappen und Signette. Die „Speisekarte“ ist also eine Einrichtung, deren vierhundertjähriges Jubiläum vor zwei Jahren sang- und klanglos vorüberging.

* Nutzen des Phonographen für die Seilkunde. Auf den Rath eines Arztes hat Colonel Gourand, der Vertreter Edison's, sich des Phonographen bedient, um Husten und verschiedene für gewisse Krankheiten charakteristische Veränderungen der Stimme zu fixiren. Der Erfolg war überraschend: die Wiedergabe erfolgt korrekt und vollständig täuschend. Man könne, heißt es in dem betreffenden Bericht, mit leichter Mühe und geringen Kosten einige Cylindere herstellen und sie für praktische Demonstrationen benutzen; ein solches Verfahren sei lehrreicher als die beste klinische Beschreibung.

* Französischer Humor. Man erzählt in Gegenwart eines Marcellers — die Wahlucht der Südfrauzosen ist eine bekannte und oft bespottete Thatsache — von einem Manne, der es vorzüglich verstanden habe, die Herztimmen nachzuahmen. „Das ist gar nichts“, sagte der Sprößling aus der Stadt der Bouillabaisse, „ich habe einen Mann gekannt, der so großartig den Hohn nachmachen konnte, daß, wenn er zu krähen begann, die Sonne aufging.“ — Demselben Marceller spricht man von einem wunderbaren Zwillingpaar — zwei Schwestern, die nur einen Kumpf hatten. „Wah!“ sagte er, „in Marseille haben wir schon vor Jahren so etwas gesehen; nur waren es damals nicht zwei Schwestern, sondern zwei Cousinen.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

K. Die Südpolar-Expedition Nordenskiölds scheint nun finanziell gesichert zu sein. Einer Privatmeldung aus Melbourne entnehmen wir, daß die Regierungen mehrerer Kolonialstaaten Australiens dem unermüdbaren Polarforscher zur Ausführung seines Planes, ein erstes mal mittels eines Dampfers die Geheimmisse der Südpolarzone zu erschleiern, namhafte Summen bewilligt haben: die von Neu-Süd-Wales 40,000 M., die von Queensland 20,000 M. Außerdem besaßen sich die Privat-Einrichtungen für jenen Zweck in Australien auf 30,000 M. Nordenskiölds Freund, der stets für die Polarische so opferwillige Baron Dickson in Göttingen, spendet für den nämlichen Zweck 100,000 M. Das giebt also schon jetzt zusammen die ansehnliche Summe von 190,000 M.

— Aus Berlin geht uns von seiten der Verwaltung des Aktien-Bau-Vereins „Unter den Linden“ die Mitteilung zu, daß der Bau zur Errichtung eines Theaters vom Ministerium des Innern, welchem die Pläne zur Bewilligung der Konzession vorgelegen, genehmigt worden ist. Ueber die Ver-

nachtung des Theaters dürften die Verhandlungen in diesen Tagen zu einem definitiven Abschluß gelangen.

* Die Werke des liebenswürdigsten deutschen Erzählers aus der besten Zeit der deutschen Literatur, „Hauff's Werke“, erscheinen nunmehr in der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart in einer großen monumentalen Prachtausgabe, deren erste zwei Lieferungen uns zugegangen sind. Das deutsche Volk erhält hier eine Ausgabe seines Wilhelm Hauff, wie sie sich schöner kaum denken läßt. Eine Reihe der besten Künstler hat sich zusammengethan, das Lebenswerk des früh dahingegangenen und doch unsterblich gewordenen Dichters mit dem ganzen Reiz künstlerischen Schmucks auszustatten. Und gerade Hauff bietet dafür die dankbarsten Vorwürfe, man denke an den romantischen „Lichtenstein“, an die geheimnißvollen Phantasmien im Bremer Rathskeller“, an die poetischen „Märchen“, die seinen Novellen wie „Vetterlein vom Bont des Aris“, „Jud Süß“ etc., die geistvolle Satire „Der Mann im Mond“, die meisterhaften „Memoiren des Satans“ u. a. — welche Fülle der Gestalten und Situationen, welche Kontraste, wie viel des Poetischen und Stimmungsvollen! Und dazu Künstler wie Langhammer, Häberlin, W. Friedrich, Bergen, Cloß, Reinweber, Fette, Gause etc. Der Preis ist dabei ein sehr mäßiger: 50 Pfennig pro Lieferung.

* Der Beamte im Reichs- und Staatsdienst.“ Ein Hand- und Nachschlagebuch über die heute gültigen, sich auf das deutsche Beamtenthum beziehenden Gesetzesbestimmungen, Erlasse, Verordnungen etc. Für den praktischen Gebrauch bearbeitet und herausgegeben von der Redaktion des Reichs-Gesetzbuchs. I. Deutsches Reich. II. Königreich Preußen. Preis 12 M. 2 Theile in einem Original-Einband. Berlin W. 62, Bruer & Co., Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaft. Das vorliegende Werk enthält alle auf den Reichs- und Staatsdienst bezüglichen Gesetze und die mandiretel dazu erlassenen Spezialbestimmungen, Verordnungen, Verfügungen etc., jedoch es für alle in diesem Dienst angestellten Beamten ein werthvolles Nachschlagebuch bildet. Aber nicht nur diesen ist es ein zweckdienliches und nie verlegendes Hilfsmittel, sondern auch allen, die sich vermöge ihres Berufs oder aus Neigung mit dem öffentlichen Leben beschäftigen: Parlamentarier, Literaten, Journalisten, Zeitungskrieger, werden dasselbe willkommen heißen, ferner auch diejenigen, welche sich dem Staatsdienst widmen wollen; die letzteren besonders erhalten gute Information darüber, welche Erfordernisse event. an sie gestellt werden und welche Aussichten die Zukunft ihnen zu bieten vermag. Zahlreiche Anmerkungen, Hinweise und ein sorgfältig ausgearbeitetes Sachregister erhöhen den Werth des Buches.

* Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksburche. Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidat der Theologie, Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin. Leipzig, Fr. W. G. Brunow, 1891. Der Verfasser ist in Chemnitz freiwillig drei Monate hindurch, von seinen Arbeitsgenossen unerkannt, als Fabrikarbeiter thätig gewesen, um aus eigener Anschauung deren materielle Lage, die soziale und politische Stimmung derselben, ihre Wohnungen u. s. w. kennen zu lernen, und theilt nun seine hierbei gewonnenen Erfahrungen mit. Man merkt es ihm an, daß er bemüht ist, möglichst unparteiisch zu bleiben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen giebt er darin, daß die Arbeiterfrage für keine bloße Magen- und Lohnfrage, sondern auch für eine Bildungs- und religiöse Frage ersten Ranges hält. Die Lohnfrage ist nur der arbeits, keinesfalls der ausschlaggebende Faktor der Bewegung. Die Massen begreifen hauptsächlich den Drang nach größerer geistiger Freiheit, das Verlangen nach den Gütern der Bildung und des Wissens und nach voller Klarheit auch über die höchsten und tiefsten Probleme der Menschenseele. Das letztere möchten wir nicht so bedingungslos anerkennen, obwohl zugestanden werden muß, daß der Bildungsdrang auch in den Massen ein immer größerer wird. Er hält es ferner für eine Thatsache, daß die Arbeiterbewegung ihren Ausdruck und ihre Repräsentation hauptsächlich in der Sozialdemokratie hat, von deren weiterer Ausbreitung er zudem überzeugt ist. Eine Befestigung der Sozialdemokratie hält er für nicht möglich, er wünscht sie nicht einmal, er hält es aber für notwendig, daß sie durch eine kraftvolle Reform, durch bedingungslose Erfüllung aller berechtigten Wünsche der Arbeitermassen, durch ihre Organisation zu einem besonderen Stande und durch dessen Einplanung in den Rechtsboden des modernen Staates erzogen, geabelt und geheilt wird. Dabei müsse sich auch die Kirche mit der sozialdemokratisch-materialistischen Weltanschauung auseinandersetzen, sie müsse den Grundbaustein zur Thatsache machen, daß auch ein Sozialdemokrat Christ und ein Christ Sozialdemokrat sein kann. Man sieht, daß der Verfasser die Sache recht freimüthig beurtheilt, und man kann ihm hierfür nur Dank wissen. Ob er freilich die rechten Mittel und Wege zur Heilung der sozialen Frage damit angedeutet hat, möchte wohl von den meisten angezweifelt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

